

Auf der Suche nach der Seele Europas

Ergebnisse der dritten Europäischen Wertestudie

Im Zug der Diskussionen um die weitere Vertiefung und Erweiterung der Europäischen Union wird es wichtiger, sich der geistigen Identität oder „Seele“ Europas neu zu vergewissern, wobei auch die diesbezüglich bestehenden Ungewißheiten, Irritationen und Differenzen deutlicher zutage treten werden. Deshalb ist es sehr zu begrüßen, daß nach 1981/82 und 1990 im Jahr 1999 die mittlerweile dritte Erhebung der sogenannten Europäischen Wertestudie durchgeführt wurde, um herauszufinden, welche Werte und Normen die Menschen in Europa vertreten und wie sie zu den gesellschaftlichen Institutionen stehen. Diese ursprünglich von Jan Kerkhofs SJ (Universität Löwen) angestoßene und nun von Loek Halman (Universität Tilburg) koordinierte, sehr ambitionierte Untersuchung bezog eine von Mal zu Mal steigende Zahl europäischer Länder ein: 1999 waren es 35, in denen insgesamt 104 414 Personen befragt wurden. Hermann Denz gab nun unter Mitwirkung von Paul M. Zulehner, Miklós Tomka und mehrheitlich österreichischen Soziologinnen und Soziologen die erste deutschsprachige Auswertung europaweiter Daten heraus?¹

Die Stärke des Buchs liegt in der konzentrierten und gut verständlichen Darstellung der Hauptergebnisse und wichtigen Trends aus dem riesigen Datensatz. Fachwissenschaftler werden auf „weiteres Material“ im Internet (www.univie.ac.at/pastoraltheologie/studien) verwiesen, da in der Regel weder der Wortlaut der Testfragen noch Angaben zur zeitlichen Entwicklung und sozialstrukturellen Gliederung der Ergebnisse und zur Konstruktion komplexerer Analyseinstrumente im Text ausgewiesen sind. Im Vergleich zum Vorgängerwerk ist indes nicht nur ein Verlust an Information, sondern auch an Einheitlichkeit zu verzeichnen. Gelegentlich verstellen überlange Aneinanderreihungen einzelner Länderdaten den Überblick (79f., 86–89), während anderswo die

Resultate zu allgemein referiert werden (z.B. 216–230).

Der Band gliedert sich in vier Teile, die – etwas künstlich und nicht weiter begründet – um die drei Bedürfnisse Sinn (mit Kapiteln zu Religion und Arbeitswerten), Ordnung (Moral und Institutionen; Demokratie) und Sicherheit (Familienbeziehungen; soziale Sicherheit) sowie um übergreifende Differenzierungsmuster (Ost-West; Mann-Frau) gruppiert werden. Dazu kommen ein einführendes Kapitel von H. Denz sowie ein Ausblick von Heinrich Neisser, der Bezüge zu gegenwärtig diskutierten Wertaspekten des europäischen Einigungsprozesses herstellt.

In einem ersten inhaltlichen, angesichts der vielen Befunde zu knappen Kapitel (23–41) fragt P. M. Zulehner, nach der von Trendforschern auch für Europa vorausgesagten „Wiederkehr der Religion“. Seine Antwort ist allerdings nicht wirklich systematisch, da seine Ausführungen weithin auf den Erhebungszeitpunkt 1999 abstellen und nur sehr komprimiert oder selektiv auf zeitliche Entwicklungen der Religiosität und Kirchlichkeit eingehen. Zwei religions- und kirchenfreundliche Trends stellt er fest: Glaube und Kirchenbeziehung haben sich bei „Jüngeren“ – es fehlen genauere Angaben – in Osteuropa „deutlich“, in Westeuropa geringfügig „erholt“, wobei freilich jüngere Jahrgänge generell weit weniger kirchengebunden-religiös sind als ältere. In einigen westeuropäischen Großstädten (Brüssel, Lissabon, Wien) verzeichnen religiöse und kirchliche Indikatoren (inklusive Glaube an einen personalen Gott und sonntäglicher Kirchgang) 1999 meist erheblich höhere Werte als 1990. Ob diese großstädtischen Aufwärtstrends allerdings zu Recht als ein Nach-oben-Drängen einer in tieferen Schichten religiös „hoch aufgeladenen“ modernen Kultur zu deuten sind, wäre noch genauer zu prüfen: sowohl hinsichtlich

weiterer Großstädte wie hinsichtlich der Frage, inwieweit sich darin lediglich ein verstärkter Zugang überdurchschnittlich religiöser Migranten niederschlägt.

Zwei Drittel der befragten Europäer halten sich 1999 für religiös, fünf Prozent für überzeugte Atheisten, knapp 30 Prozent für nichtreligiös. Die Angabe eines geringfügigen Anstiegs der „Religiösen“ von 63 Prozent im Jahr 1982 auf 67 Prozent im Jahr 1999 (26) ist aus methodischen Gründen allerdings wertlos, weil sie nicht auf der Basis einer gleichen Zahl von Ländern berechnet ist. Je nach der Höhe der Zustimmung zu unterschiedlichen Glaubenselementen (christlich, esoterisch, magisch) ergibt sich, daß „Glaubenskomponisten“ – sie verbinden eine starke Zustimmung zu esoterischen mit einer „passablen“ Befürwortung christlicher und einer abgeschwächten Bejahung magischer Elemente – in Europa mit durchschnittlich 47 Prozent der Befragten die Mehrheit bilden. Der Anteil der „reinen“ Christen macht lediglich 22 Prozent, derjenige der „Atheisierenden/Nichtglaubenden“ (sie lehnen alle drei genannten Elemente ab) 30 Prozent der Europäer aus. Dabei verwundert, daß als ein Indikator für Christlichkeit nicht der Glaube an die Auferstehung, sondern an das vieldeutige „Leben nach dem Tod“ verwendet wurde.

Bündelt man die Antworten zu den drei Dimensionen religiöse Selbsteinschätzung, Glaubensinhalte und Kirchlichkeit, dann zeigt sich, daß Intensivreligiöse (in allen drei Dimensionen hohe Werte) und sogenannte „Distanzsympathisanten“ (in allen drei Bereichen eine Zustimmung „auf halber Höhe“) jeweils gut ein Drittel der Befragten ausmachen. „Privatreligiöse“ (hohe religiöse Selbsteinschätzung, ausgebautes „Glaubenshaus“, abgeschwächte kirchliche Beteiligung) belaufen sich auf elf Prozent, und „Atheisierende“ (geringe Werte in allen drei Bereichen, das religiöse Wissen ausgenommen) auf 20 Prozent der Befragten. Sämtliche Daten zur Religion differieren beträchtlich zwischen den Konfessionen und Ländern.

Aus seinen Befunden folgert Zulehner, daß die Zukunft Europas wohl nicht in der „Religionslosigkeit“, sondern – siehe die vielen „Religionskomponisten“ – in der „Buntheit“ religiöser Aus-

drucksformen liege. Der Anteil der kirchlich engagierten Christen habe sich „konsolidiert“. Institutionell „klar erkennbare“ Kirchen hätten selbst als Minderheiten eine gute Chance im gesellschaftlichen Diskurs, zumal sich synkretistische Religionsformen eher in die Privatheit zurückzögen.

Das von Rudolf Kern betreute Kapitel „Arbeitswerte“ (43–64) zeigt die große Bedeutsamkeit der Arbeit: Fast 91 Prozent der Befragten halten Arbeitswerte für sehr oder ziemlich wichtig. Zwischen 1990 und 1999 ging ihr Stellenwert allerdings geringfügig zurück, was, etwas stärker noch, auch für die Arbeitszufriedenheit gilt. Deren Höhe hängt vor allem davon ab, inwieweit Menschen im Arbeitsleben eigenständig entscheiden können. Überraschenderweise halten die als „tüchtig“ geltenden Deutschen die Arbeit für erheblich unwichtiger als der Durchschnitt der Befragten in Europa. Sie sind ebenfalls relativ unzufrieden mit ihrer Arbeit.

Im zweiten Teil des Buchs (Ordnung) geht es zunächst um Wertewandel, Moral und Institutionen (65–93). Wie Michaela Watzinger feststellt, haben im Gegensatz zu Ronald Ingleharts Prognose in Europa zwischen 1990 und 1999 materialistische Werte (Sicherheit und Stabilität) im Durchschnitt zu-, postmaterialistische (Partizipation, Freiheit, Selbstverwirklichung) dagegen abgenommen. Dabei sind Menschen im ehemaligen Ostblock erheblich materialistischer orientiert als im Westen. Insgesamt hat sich von 1990 bis 1999 die Hochschätzung sowohl des Familienlebens (von 90 auf 91 %) wie der persönlichen Entfaltung (von 85 auf 87 %) nochmals leicht erhöht, während auf die Ziele „einfacher und natürlicher leben“ (83 %), „mehr für den technischen Fortschritt tun“ (66 %), „mehr Respekt vor Autorität“ (55 %) gleich viel Zustimmung wie bisher entfiel. Zwischen 1990 und 1999 nahm die Toleranz gegenüber „Kavaliersdelikten“ (z.B. ein fremdes Auto öffnen und damit eine Spritztour machen) leicht zu, diejenige gegenüber „kleineren Betrügereien“ (z.B. Steuern hinterziehen) jedoch geringfügig ab. In Osteuropa stieß die letztgenannte Deliktgruppe auf wachsende (von 21 auf 25 %), in Westeuropa auf rückläufige (von 27 auf 23 %) Akzeptanz. Als „Selbstbestimmung“ gedeutete Übertretungen

traditioneller Normen (als Verheiratete ein Verhältnis haben; Homosexualität; Abtreibung; sich scheiden lassen; das Leben unheilbar Kranker beenden; Selbstmord) haben im Zeitablauf im europäischen Durchschnitt an Zustimmung deutlich gewonnen (1990: 59 %, 1999: 68 %). Vor allem wird Scheidung (75 %) akzeptiert, während es nur 26 Prozent in Ordnung finden, wenn Verheiratete ein Verhältnis haben. Die Aussagen zum Zusammenhang zwischen dem Materialismus und der Akzeptanz kleiner Betrugereien widersprechen sich (90, 92).

Das Vertrauen in Institutionen – die EU selbst war nicht einbezogen – nahm zwischen 1990 und 1999 in Osteuropa geringfügig ab, im übrigen Europa dagegen etwas zu. Dem Bildungssystem wird nahezu überall das relativ höchste Vertrauen entgegengebracht, starke Zuwächse verzeichnen auch Polizei und Armee. Das Ansehen der Kirche ging währenddessen in Osteuropa leicht zurück, blieb jedoch im übrigen Europa – bei allerdings sehr großen Differenzen zwischen den Ländern – auf gleichem Niveau. In Westdeutschland stieg das Vertrauen in die Kirche zwischen 1990 und 1999 um zwei Prozentpunkte, in Ostdeutschland schrumpfte es dagegen um 18 Prozentpunkte: Hier ging der im Zug der „Wende“ gewonnene Vertrauensvorschuß offensichtlich wieder verloren. In westlich orientierten Ländern erfährt sowohl die institutionalisierte Ordnung wie der Wunsch nach Selbstbestimmung relativ hohe Zustimmung. Mithin gilt in modernen Gesellschaften die durch Institutionen gewährte Sicherheit als entscheidende Bedingung für das Gelingen der risikant gewordenen, individualisierten Lebensführung.

In seiner instruktiven Untersuchung über die Stabilität der Demokratie (95–118) kommt H. Denz zum Schluß, daß diese insbesondere in Weißrußland, Bulgarien, Litauen, Rumänien, Rußland und in der Ukraine „prekär“ sei. Diese Länder sowie Lettland seien am stärksten der „autoritären Versuchung“ und damit der Gefahr eines militanten Nationalismus ausgesetzt (115). Autoritäre politische Tendenzen finden freilich auch in Österreich, Ostdeutschland und anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks beachtlichen Widerhall; hier werden Experten einer demokratischen Regierung vorgezogen.

Von Christine Goldberg, Ulrike Kratzer und Liselotte Wilk stammt das an theoretischen Bezügen reiche Kapitel über „Familie als Beziehung zwischen Geschlechtern und Generationen“ (119–147). In allen befragten Ländern rangiert Familie als wichtigster Lebensbereich mit tendenziell stabilen Umfrageergebnissen eindeutig vor anderen zentralen Bereichen wie Arbeit und Freizeit; die Familienorientierung der Frauen ist durchschnittlich höher als die der Männer. Die Aussage, in den Einstellungen sei „kein Trend zur Singlegesellschaft“ festzustellen (125), überzeugt insofern nicht, als kein Vergleich zu früheren Daten hergestellt wird. Die Ehe wird in Osteuropa höher geschätzt als in Westeuropa. In ganz Europa gelten Respekt, Toleranz und Treue als die wichtigsten Fundamente einer guten Ehe, jedoch nicht mehr – was für die Entwicklung hin zu offenen Gesellschaften spricht – die Gleichheit der politischen oder religiösen Orientierung oder der sozialen Herkunft. Osteuropäer betonen häufiger materielle Aspekte als Bedingung für das Gelingen der Ehe, Westeuropäer dagegen interaktive Momente. Bezüglich der Erziehungsziele als Ausdruck der sozialstrukturellen und kulturellen Charakteristika einer Gesellschaft zeigen sich – trotz gemeinsamer Grundorientierungen – interessante regionale Muster: In Nord- und Mitteleuropa wird vorwiegend zum „sozialen Individualisten“ (Verantwortungsbewußtsein, Toleranz, Unabhängigkeit), im Großteil der Mittelmeerländer und auf den britischen Inseln wird zum „sozial orientierten Angepaßten“ erzogen. In Osteuropa führt die Erziehung, je nach dem Stellenwert von Selbstlosigkeit oder Unabhängigkeit, tendenziell entweder zum „egozentrischen“ oder zum „individualistischen Materialisten“. Hierbei haben „hart arbeiten“ eine große, Phantasie und Religiosität (siehe allerdings den Gegensatz zwischen 141 und 192) eine bloß untergeordnete Bedeutung.

In seiner gelungenen Gegenüberstellung der Wertpräferenzen in Ost- und Westeuropa (179–203) zeigt M. Tomka zunächst, daß sich Osteuropäer im Durchschnitt dreimal so häufig unglücklich und doppelt so häufig ohnmächtig fühlen wie Westeuropäer. Auch ist das Abhängigkeits-, Unsicherheits- und Ohnmachtsgefühl in der Mehrzahl der Länder Osteuropas zwischen

1990 und 1999 stark angewachsen. Während in diesem Teil des Kontinents die Menschen ihr gegenwärtiges politisches System im Durchschnitt für deutlich schlechter halten als die Westeuropäer das ihre, gleichen sich die jeweiligen Einschätzungen der politischen Situation vor 1989 ungefähr. Westeuropäer bewerten ihr heutiges politisches System etwa gleich hoch wie dasjenige vor zehn Jahren, Osteuropäer beurteilen ihr gegenwärtiges dagegen weit schlechter als jenes vor 1989: ein Hinweis für „Kommunismusnostalgie“. Zwei Hinderungsfaktoren für den Aufbau einer demokratischen Zivilgesellschaft – ein selbstzentrierter Individualismus und die Bejahung des Staatszentrismus – sind in Osteuropa, von Ausnahmen abgesehen, stärker verankert als in Westeuropa. Im Osten ist zwar die Familienorientierung größer, jedoch sind andere, frei gewählte und formale soziale Beziehungen, also Freundschaften und Mitgliedschaften in Klubs und Vereinen, durchschnittlich schwächer ausgeprägt und weniger häufig als im Westteil des Kontinents.

Der Untersuchung geschlechterbezogener Themen sind gleich zwei Kapitel gewidmet: Ursula Hamachers-Zuba und Wolfgang Moll schreiben über „Weibliche und männliche Lebenswelt in Europa?“ (205–230), die bereits genannten Autorinnen C. Goldberg und U. Kratzer über die „Frauenrolle“ (231–239). Der erste Beitrag unterscheidet, von europaweiten Durchschnittswerten der Erwerbsquote ausgehend (47% bei Frauen, 61% bei Männern), in Europa vier Modelle der Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen den Geschlechtern: Eine Gleichheit der Erwerbsquoten und der Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigung sowie ein niedriger Anteil von Nur-Hausfrauen sind in Skandinavien und weiten Teilen des Ostblocks festzustellen. Von „versteckter Hierarchie“ (annähernd gleich hohe Erwerbsquote, überproportional hoher Anteil weiblicher, in unteren Hierarchieebenen angesiedelter Teilzeitbeschäftigung) ist in Großbritannien und den Niederlanden zu sprechen. Eine „traditionelle Arbeitsteilung“ (ausgeprägte Schrägverteilung zwischen männlicher Full-time-Erwerbsarbeit und unbezahlter weiblicher Hausarbeit) findet sich insbesondere in Südeuropa und Irland. Da-

zwischen sind die übrigen Teile Westeuropas, darunter Deutschland, als Gesellschaften im „fließenden Übergang“ angesiedelt. Unabhängig von diesen „objektiven“ Strukturmodellen erweisen sich die geschlechterbezogenen Muster der subjektiven Lebens- und Arbeitszufriedenheit. Sie unterscheiden sich eher zwischen Ost und West, weil für sie offensichtlich nicht die kulturell vorherrschende Form der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, sondern der unmittelbare wirtschaftliche und politische Kontext maßgeblich ist.

Insgesamt treten geschlechterbezogene Antwortdifferenzen hinter anderen Einflußgrößen (Alter, Beruf, Land usw. – vom Bildungsgrad ist nicht die Rede) zurück. Bei näherem Hinsehen zeigen sich freilich interessante Nuancen: In Ostmitteleuropa und auf der Iberischen Halbinsel gestehen hauptsächlich Männer den Vätern gleich viel Erziehungskompetenz wie den Müttern zu. In Skandinavien und in den Beneluxstaaten, wo der Feminismus stärker verankert ist, halten sich die mit der Kindererziehung mehr befaßten Männer dagegen wesentlich stärker mit vollmundigen Kompetenzbehauptungen zurück, während Frauen ihnen diesbezüglich mehr als sich selbst zutrauen. Des weiteren gilt, gemessen am Interesse wie an der Aktivität, Politik als Männer-, Religion dagegen als Frauensache. In religiöser Hinsicht unterscheiden sich die beiden Geschlechter jedoch nicht nach dem Grad der Zustimmung zu bestimmten Glaubensinhalten – zum Beispiel traditionell-christliche versus neu-religiöse –, sondern je nach dem, wie praxisnah die Fragen formuliert sind. Spannend fallen auch die Diskussion des vermuteten Antworthintergrundes (Sozialisation) sowie die Untersuchungen geschlechterbezogener Klischees und sich wandelnder Geschlechterrollen aus. Insgesamt leistet sowohl das Gesamtkonzept der Europäischen Wertestudie wie die von Denz herausgegebene Auswertung einen wertvollen, nuancenreichen Beitrag zur Erkundung der „Seele Europas“.

Michael Hainz SJ

¹ Die europäische Seele. Leben und Glauben in Europa. Hg. v. Hermann Denz. Wien: Czernin Verlag 2002. 270 S. Kart. 20,25 €.